

Die Spur der Welt in uns

Annie Ernaux im Gespräch

Annie Ernaux (*1940, Lillebonne) ist eine der bedeutendsten französischsprachigen Autorinnen der Gegenwart. Sie bezeichnet sich als »Ethnologin ihrer selbst« und prägte mit ihrem Schreiben Generationen von Schriftsteller_innen. Kindheit und Jugend verbrachte sie in Yvetot, einem kleinen Ort in der Normandie. Ihre Eltern waren zunächst Arbeiter und betrieben später ein kleines Ladengeschäft mit angeschlossenem Café. Sie besuchte ein katholisches Lycée und studierte in Rouen und Bordeaux, um anschließend als Gymnasiallehrerin zu arbeiten. 1974 erschien ihr Debütroman »Les Armoires vides«. Darauf folgten zahlreiche weitere autobiografisch-soziologische Romane, unter anderem »La Place« (1983; Neuübers.: »Der Platz«, 2019), »Une Femme« (1988; Neuübers.: »Eine Frau«, 2019), »Se perdre« (2001; »Sich verlieren«, 2003), »Les années« (2008; Neuübers.: »Die Jahre«, 2017) und »Mémoire de Fille« (2016; »Erinnerung eines Mädchens«, 2018). Für ihre Werke erhielt Annie Ernaux diverse Auszeichnungen, so unter anderem den Prix Renaudot (1984) für »La Place«, den Prix de la langue française (2008) sowie den Prix Marguerite-Yourcenar (2017) für ihr Gesamtwerk, und sie war zudem für den Man Booker International Prize nominiert. Im Rahmen ihrer jüngsten Auszeichnung mit dem Prix de l'Académie de Berlin und einer Lesung an der Schaubühne im November 2019 traf sie uns zu diesem Gespräch.

Während der Preisverleihung gestern war im Hintergrund der Lärm der Traktoren-Demonstration der Landwirte am Brandenburger Tor¹ zu hören. Ich weiß nicht, ob Sie mitbekommen haben, was da gefordert wird?

Annie Ernaux: Ja, die Rücknahme von Umweltschutzauflagen. So in etwa?

Ja, unter anderem. Ich dachte während der Laudatio von Nils Minkmar: »Das passt. Annie Ernaux und im Hintergrund der Lärm einer sozialen Bewegung.«

Ja, aber wissen Sie, nicht alle sozialen Bewegungen haben dieselben Ziele. In dieser »Traktorbewegung« jedenfalls, die auf starke Eindrücke setzt, erkenne ich mich kein bisschen wieder. Die Leute wollen Macht demonstrieren: »Das Land gehört uns.« In mir weckt das sehr unangenehme Erinnerungen, denn in der Normandie gab es früher mächtige Großgrundbesitzer. Meine Großeltern haben immer das Land von anderen bestellt. Sie selbst haben nie ein Stück Land besessen, nie. Hier geht es also um etwas ganz anderes, und deshalb nenne ich diese Bewegung auch nicht sozial. Ich würde sogar sagen, hier handelt es sich um eine reaktionäre Bewegung.

Wie stehen Sie zu der derzeitigen sozialen Situation, die durch bestimmte Proteste in Frankreich sichtbar wird?

... und deren Symbol kurz gesagt die Gelbwesten sind. Sie haben sich auf eine geplante Maßnahme gestürzt, die Erhöhung der Treibstoffsteuer, und dann haben die Menschen sich nach und nach politisiert. Das ist eine politische Bewegung. Das wurde schon früh an den Rufen nach dem Rücktritt Macrons und der Initiative eines Volkbegehrens deutlich. All das kam, nachdem den Menschen bewusst wurde, dass sie tatsächlich verachtet werden. Aber sie hatten noch keine Worte dafür. Ihnen ist bewusst geworden, dass sich niemand für ihre Situation interessiert und dass das Ganze außerdem so weitergehen wird, weil es keinen Ausweg gibt. Hinter der Wut der Gelbwesten stecken zweifellos unterschiedliche Motive. Aber trotzdem gibt es eine Gemeinsamkeit: das Gefühl, verachtet zu werden. Das Gefühl, dass die eigene soziale Klasse missachtet wird – auch wenn sie das zu Beginn der Bewegung nicht so formuliert haben. Aber man kann etwas empfinden, auch wenn man keine Worte dafür hat. Das Ganze ist aus einer Empfindung entstanden, für die sie zu Anfang keine Sprache besaßen.

Im Gegensatz zu dieser Bewegung haben Sie Worte dafür.

Ja, ich habe sie erworben, wenn ich das so sagen darf.

Wenn ich an Virginia Woolfs »Ein eigenes Zimmer« denke – haben Sie ein eigenes Zimmer gehabt, um zu schreiben?

Ja. Ich habe mit 13 ein eigenes Zimmer bekommen. Bis zum Alter von zwölf Jahren, um genau zu sein, habe ich mit im Schlafzimmer meiner Eltern geschlafen. Das war damals kein bisschen anstößig. Man hatte einfach keinen Platz.

Und haben Sie dann, als sie ein eigenes Zimmer hatten, zu schreiben begonnen?

In unserem Haus gab es damals noch keine Zentralheizung. Und weil es zu kalt war, habe ich meine Hausaufgaben in der Küche gemacht, zwischen dem Café und dem Laden meiner Eltern oder oben auf dem Treppenabsatz, wo permanent elektrisches Licht brannte. Aber ich war immer von Lärm umgeben. Zu schreiben habe ich erst begonnen, als ich Studentin war, da war ich dann schon ausgezogen.

Und wie haben Sie »die Worte erworben«?

In der Schule, aber nicht nur. Ich durfte schon sehr früh alles lesen, was ich wollte.

In manchen Familien hieß es früher: »Wer liest, arbeitet nicht.« War das bei Ihnen nicht so?

Nein. Meine Großmutter las viel und eine meiner Tanten auch. Und meine Mutter

1 Von der Preisverleihung in der Akademie der Künste am Vortag des Interviews konnte man den Protestzug deutscher Landwirte mit ihren Traktoren am Brandenburger Tor hören, die gegen schärfere Vorgaben zum Insekten- und Umweltschutz sowie gegen weitere Düngemittel-Beschränkungen zum Schutz des Grundwassers demonstrierten.

hat sowieso immer schon gelesen. Als sie jung war, war sie Arbeiterin in einer Fabrik. Sie hat mir oft erzählt, dass sie abends noch die Büros geputzt hat, um sich ein bisschen was dazuzuverdienen. Und die Sekretärinnen hatten in ihren Schubladen oft ein Buch, einen Roman

Weil sie darin Dinge gelesen hatte, die sie unanständig fand. Meine Beziehung zu meiner Mutter ist sehr komplex. Ich habe darüber nie mit ihr gesprochen. Bei mir zu Hause gab es viele Geheimnisse, viel Ungesagtes. In den einfacheren Schichten plaudert man entweder alles Mögliche

Ihre Mutter war es auch, die sie auf eine katholische Privatschule schickte. Das war ihr sehr wichtig. Sie hatte ehrgeizige Pläne für Sie.

Ja, sie wollte auf jeden Fall eine gute Ausbildung für mich. Um auf die gewaltigen Traktoren der gestrigen Demo zurückzukommen: Meine Mutter fand die Bauern grobschlächtig und unverfroren in ihrem Reichtum. Sie kamen in riesigen Autos in die Stadt. Das Schlimmste wäre für meine Mutter gewesen, wenn ich diese bäuerlichen Allüren übernommen hätte. In der katholischen Privatschule dagegen gab es Lehrerinnen und Schwestern, die meinen Sprachgebrauch und mein Verhalten korrigiert haben. Ich bin problemlos zwischen zwei Welten gependelt, der meines Elternhauses und der der Schule – bis zum Alter von zwölf Jahren. Doch dann habe ich begonnen, mich für mein soziales Milieu zu schämen.

»Bei mir zu Hause gab es viele Geheimnisse, viel Ungesagtes.«

liegen. Also hat sie sich immer mit dem Putzen beeilt, um dieses Buch lesen zu können. Und jeden Abend hat sie sich gesagt, morgen lese ich weiter. Sie hat enorm viele Fortsetzungsromane in Frauenzeitschriften gelesen, aber auch Bücher. Als Händlerin hatte sie Kontakt zu Frauen, die eine Spur höhergestellt waren und die ihr Bücher leihen konnten.

Und gibt es für Sie Romane, die prägend waren?

Das erste Erwachsenenbuch, das ich gelesen habe, war nicht etwa klassische Literatur, sondern »Vom Winde verweht« von Margaret Mitchell. Das war für mich und meine Vorstellungswelt ungeheuer wichtig. Der Sezessionskrieg, die Figur Scarlett, ihre drei Ehemänner ... Das hat mir unglaublich viel eröffnet. Da muss ich etwa neun Jahre alt gewesen sein. Die allgemein anerkannte und, wenn ich so sagen darf, zu Recht Literatur genannte Literatur habe ich erst mit 13 oder 14 entdeckt, mit Charlotte Brontë, Emily Brontë, »Sturmhöhe«. Und mit Lyrik, ich war völlig versessen auf Lyrik. Baudelaire, Verlaine ...

Haben Sie selbst auch Gedichte geschrieben?

Ja, als Teenager ein bisschen, ich habe das aber nicht aufgehoben. Mit 16 habe ich begonnen, Tagebuch zu schreiben, das tue ich bis jetzt. Meine Mutter hat diese ersten Tagebücher, die bis zu meinem 22. Lebensjahr gingen, vernichtet. Ich hatte sie in meinem Elternhaus gelassen, und als meine Mutter in meine Nähe zog, hat sie sie vernichtet, ohne mir etwas davon zu sagen.

Warum?

heraus und sagt einander wirklich schreckliche Dinge ins Gesicht, oder aber man schweigt – es gibt eine Menge Dinge, über die man nicht spricht.

Lassen Sie uns noch einmal auf die Formulierung zurückkommen: »Worte erwerben«. Ist das für Sie ein längerer Prozess gewesen?

Ja. In der Normandie hat man in den 1940er, 1950er Jahren noch sehr viel Dialekt gesprochen, Cauchois, den Dialekt aus der Gegend von Caux – Wörter oder Wendungen daraus findet man in den Erzählungen von Maupassant.

»Alle gingen davon aus, dass die Sexualität das größte und bestgehütete Geheimnis der Gesellschaft war.«

Meine Großmutter war für mich kaum zu verstehen. Mein Vater hat viele Dialektausdrücke benutzt und sprach eine bäuerliche Sprache, die man auch im übrigen Frankreich findet. Meine Mutter hatte mehr Worte, sie konnte mit Leuten, die Französisch sprachen, auch Französisch reden. Ihr Wortschatz war wirklich größer, weil sie so viel las. Ich selbst hatte zwei Sprachen, die meines Elternhauses und die der Schule. Zu Hause habe ich Wörter benutzt, von denen ich aus der Schule genau wusste, dass man sie nicht verwendet. Doch in meinem Milieu war es undenkbar, dass man so wie in der Schule sprach.

Vor allem in der Privatschule?

Ja, natürlich. Aber ich kann auch mit Bestimmtheit sagen: Ich habe nie geglaubt, nur weil ich eine Frau und Krämerstochter war, könne ich nicht schreiben. Es war für mich absolut selbstverständlich, dass es weder an mein

Geschlecht noch an meine Herkunft gebunden war. Ich war einfach vollgestopft mit Literatur. Und vielleicht half es mir auch, dass ich eine sehr gute Schülerin war. Das muss mir eine gewisse Sicherheit verschafft haben, aber auch nicht überall. Sobald ich die Schule verlassen hatte und mich in einem kleinbürgerlichen Milieu bewegte, war ich verloren, da war ich das Landei, das keine Ahnung hatte.

Sie haben gerade gesagt, Sie hätten nicht den Eindruck gehabt, nicht schreiben zu können, nur weil Sie eine Frau waren oder aus einem, sagen wir,

bescheidenen Milieu kamen. Für mich sind das Ihre beiden Hauptthemen: Frau sein und die Herkunft aus bescheidenen Verhältnissen.

Tatsächlich haben mir diese beiden Tatsachen im Teenageralter dieselben Schwierigkeiten bereitet. Ich war Einzelkind und bin ohne Kontakt zu Jungen aufgewachsen. Die Verhältnisse in meiner Familie unterschieden sich sehr von denen vieler anderer Familien zu der Zeit, bürgerlicher wie einfacher. Mein Vater war die Freundlichkeit und Sanftheit in Person, meine Mutter dagegen war die Starke, sie hatte »die Hosen an«.

Also die Umkehrung der klassischen Rollenverteilung?

Sie hatte einfach die Männerrolle, sie war es, die mir Ohrfeigen gab. In einem solchen Fall übernimmt die Mutter gewissermaßen das Gewaltmonopol.

Sie sprechen in »Die Jahre« auch davon, dass es ein Tabu war, über Sex und das Erste Mal zu reden.

Sexualität war in Unterhaltungen immer nur ein Anlass für Witze. Ich habe in meiner Kindheit und Pubertät nie jemanden anders über Sexualität reden hören als in Form von Zoten, auch Frauen nicht. Dass das ein Gesprächsgegenstand sein könnte, über den man ernsthaft redet

Ja, natürlich ist das Begehren da. Unter Arbeitern sprach man zwar darüber, aber man hatte eigentlich keine Ahnung. So lässt es sich zusammenfassen.

Ich würde gern noch einmal auf diese beiden Begriffe zurückkommen: Klasse und Geschlecht. Oder besser gesagt: Klasse und die Rolle der Frau. Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen dem herrschenden Klassensystem und der Unterdrückung von Frauen?

Das ist mehr oder weniger das Leitmotiv der Feministinnen der 1970er Jahre, die im Grunde gesagt haben: Hinter all dem steckt das Patriarchat. Ich selbst hatte mit dieser Verknüpfung von patriarchalem System und Unterdrückung der Frauen damals ein Problem. Das hat mich 1978 dazu gebracht, ein Buch mit dem Titel »La Femme gelée« (»Die gefrorene Frau«) zu schreiben. Denn meiner persönlichen Erfahrung nach war es die Bourgeoisie, die Frauen eingeschlossen, die die Unterdrückung von Frauen zur Regel machte. Das war für mich unbestreitbar. Als Studentin, die einen Studenten geheiratet hatte, musste ich entdecken, dass ich für Küche und Haushalt zuständig sein sollte. Mein Mann übernahm keine der Aufgaben im Haushalt und das sah ich in seiner großbürgerlichen Herkunft begründet. Denn meine Schwiegermutter hat nie gearbeitet, obwohl sie in den 1930er Jahren einen Studienabschluss in Chemie

Ganz bestimmt. Aber auch für Frauen aus der unteren Mittelschicht, die allein und ohne Ausbildung mit Kindern dastanden.

Wenn man sich die aktuellen Argumentationen des »second wave feminism« anschaut, fragt man sich, ob man denn nicht eigentlich zu einem Diskurs finden müsste über das, was man »einen Feminismus der Prekarität« nennen kann, weil dieser Feminismus der zweiten Welle eher einer des Bürgertums ist.

Der Feminismus der 1970er Jahre war aus demselben Holz geschnitzt, der kam nicht von der Basis, von Frauen, die arbeiteten.

Aber damals gab es noch diesen inhaltlichen Zusammenhang zwischen der Unterdrückung von Frauen und dem Traum von einer neuen, klassenlosen Welt: dem Sozialismus, dem Kommunismus. Es gab wirkliche Utopien, die Gesellschaft radikal zu verändern.

Ich habe den Feminismus der 1970er Jahre trotzdem als einen von und für Privilegierte erlebt. Im Kampf für ein Recht auf Abtreibung dagegen, an dem ich mich selbst beteiligt habe, gab es das Bemühen, alle Frauen einzubinden. Denn ungewollte Schwangerschaften sind ein Problem, das alle Frauen betrifft, aber den größten Schwierigkeiten und den größten Gefahren waren eben diejenigen ausgesetzt, die kein

»Dass Frauen anderen Frauen verbieten wollen, Zeichen ihrer Religion und Kultur zu tragen, steht für mich im Gegensatz zum Feminismus.«

oder zu dem man seinen Kindern gar etwas erklärt, war absolut undenkbar. Alle gingen davon aus, dass man sich darüber anders informieren musste und dass die Sexualität das größte und bestgehütete Geheimnis der Gesellschaft war.

Also wurde man auch nicht auf Begehren und Lust vorbereitet.

Es war verpönt.

Aber das Begehren ist trotzdem da. Das beschreiben Sie ja.

gemacht hatte; sie hat nur ihre Kinder erzogen. Die ganze Familie meines Mannes hat mich dafür verurteilt, dass ich Lehrerin war und Bücher schrieb, obwohl ich Mutter war und zwei Kinder hatte. Das zeigt doch, dass Bourgeoisie und Patriarchat zusammenhängen.

Man könnte also sagen, für die Mittelschicht hat der Feminismus etwas verändert, weniger aber für Frauen aus dem Großbürgertum und aus den unteren Schichten.

Geld hatten und keine Beziehungen – das traf auch auf mich zu. Es gab deshalb Frauen unter uns, die sich gemeinsam mit den Arbeiterinnen in den Fabriken organisierten und sie so in diese Bewegung für ein Recht auf Abtreibung einbanden. Heutzutage gibt es mehrere Feminismen. Es gibt den universalistischen Feminismus in der Nachfolge der 1970er Jahre und den sogenannten intersektionalistischen, der die sozialen und ethnischen Unterschiede berücksichtigt und der gerade dem universalistischen den Rang abläuft. Ich fühle mich diesem zweiten nahe. Zumal die

Universalistinnen in Frankreich unbedingt wollen, dass in der Öffentlichkeit für Musliminnen der Schleier verboten wird. Dass Frauen anderen Frauen verbieten wollen, Zeichen ihrer Religion und Kultur zu tragen, steht für mich im Gegensatz zum Feminismus.

Wir sprachen von den Gelbwesten, auch da gab es unterschiedliche Tendenzen. Das ist wohl die große Herausforderung für jede soziale Bewegung: eine Allgemeingültigkeit zu finden. Sie haben vor einem knappen Jahr in der Libération eine Stellungnahme zu den Gelbwesten unterzeichnet, in der Sie sagen »Unsere Westen sind gelb – aber sie sind auch rot, grün, pink etc.«, um sich mit anderen Bewegungen gegen andere Arten der Unterdrückung zu solidarisieren, denn sie wirken ja zusammen, selbst innerhalb einer Person. Eine andere Bewegung, die derzeit für eine radikale Veränderung der Gesellschaft kämpft, ist die der Klimaaktivist_innen, oder?

Diese Bewegung ist noch nicht klar definiert, aber sie ist nicht aufzuhalten. Allerdings dürfen Klimaschutzmaßnahmen natürlich nicht nur auf Kosten der Unter- und Mittelschichten gehen. Das Ganze wird meiner Meinung nach noch ganz neue soziale Kämpfe nach sich ziehen. Und, wie ich hoffe, eine radikale Infragestellung des Wirtschaftsliberalismus.

Für Sie hängen die Unterdrückung von Frauen und die Klassenfrage zusammen, Sie halten nicht die eine für wichtiger als die andere?

Doch. Ich habe dem Feminismus lange eher ferngestanden, weil ich die Klassenfrage als die wichtigere empfand. Und ich habe ganz deutlich gesagt, ich sähe mich in keiner Schicksalsgemeinschaft mit einer Frau, die aus einem reichen Viertel stammt. Ich fand, dass es viel größere Unterschiede zwischen einer Frau aus der Upperclass und einer Verkäuferin gibt, als zwischen dieser Verkäuferin und ihrem Ehemann, der Arbeiter ist. Ich hielt die Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau derselben Klasse für stärker. Ob das immer noch so ist? Ich würde heute sagen, dass man Gewalt gegen Frauen, die in jeder Klasse anzutreffen ist, nicht verstehen kann, wenn man nicht auch begreift, dass der Ehemann oder

Freund und die Frau eben auch gemeinsame Interessen haben. Weil es eine Verbindung gibt, die mehr als nur ökonomischer Art ist. Das gilt sowohl für ökonomisch schwache Klassen als auch für die Welt der Privilegierten. Und es gibt natürlich noch etwas: die Institution Familie. Die Familie ist ein Artefakt, das als etwas Natürliches erlebt wird. Man nennt sie eine Keimzelle.

»Auf der Uni, im Literaturstudium, gab es Momente von ganz fürchterlicher Scham. Ich wurde von Freundinnen, die aus einem bürgerlichen Milieu stammten, in ihr Elternhaus eingeladen, und die Einladung zu erwidern, war eine Tortur.«

Die Familie als Keimzelle der Gesellschaft.

In dieser Zelle gibt es einen, der die anderen dominiert, oft ist das der Mann. Es ist sehr schwierig, Gleichheit herzustellen.

Diese Zelle ist dabei, sich radikal zu verändern. Das erleben wir. Das ist vielleicht keine soziale Bewegung, sondern hat sich organisch entwickelt. Auf jeden Fall haben die Modelle von Familie sich weiterentwickelt und radikal verändert. Zunehmend ist die traditionelle Familie nur ein Lebensmodell unter vielen anderen. Was nicht bedeutet, dass mit dieser Auflösung die Unterdrückung verschwindet, aber die Normen verändern sich.

Sie verändern sich langsam. Aber nach wie vor hat ein verheirateter Mann kein Interesse daran, dass diese Zelle verschwindet. Nachdem ich 18 Jahre lang verheiratet war, verstehe ich den Mechanismus dieser Familienzelle. Sie verschließt sich immer mehr, selbst und vor allem mit Kindern. Und es wird immer schwieriger sich einzugestehen, dass

man sich auf die eine oder andere Weise daraus lösen könnte, und es ist ebenso schwierig, mit jemandem darüber zu sprechen. Ich hatte Studienfreunde, Kolleginnen aus der Schule, die aus allen Wolken gefallen sind, als ich ihnen gesagt habe, ich hätte mich entschieden, mich von meinem Mann zu trennen: Weil ich zuvor nie ein Wort darüber gesagt hatte.

Das Scheitern einer Ehe wird als beschämend erlebt.

Ja. Und tatsächlich war es beschämend für meine Mutter, meine Schwiegereltern usw. Gut, das ist 40 Jahre her ... Aber ich kann verstehen, dass es für eine Frau selbst heute noch schwierig ist zu sagen: »Hör mal, mein Mann prügelt mich.« Es gibt diese Scham der Frauen, und es gibt die soziale Scham. Sie gehen nicht unbedingt miteinander einher, aber ich habe sie gleichzeitig empfunden.

Für Didier Eribon war die Scham für seine soziale Herkunft größer als die Scham für seine Homosexualität. Sie sagten, dieser Satz habe Sie in seinem Buch am meisten berührt.

Ja, weil er zeigt, dass die soziale Zugehörigkeit das Stärkste und Prägendste in der Gesellschaft ist. In »Rückkehr nach Reims« fand ich übrigens sehr interessant, wie er dank seiner Homosexualität – die er verstecken musste – auf Männer traf ...

... die unterschiedlichen Klassen angehörten. Das war die Abweichung von

der ererbten Norm, von einem Artefakt wie der Ehe, von einem Leben, das andere für einen vorgesehen haben, das aber nicht vorgesehen sein kann, weil man als ein anderer geboren wurde.

Didier Eribon schreibt: »Ich bin ein Kind der Scham.« Das ist eine sehr treffende Formulierung. Tatsächlich war er in seiner Stadt mit dem Blick auf »den Schwulen«

wir uns scheiden ließen und er zu mir sagte, er habe mich »aus der Gosse gezogen«, konnte ich ermessen, welche Verachtung er empfunden haben muss, als er meine Eltern zum ersten Mal gesehen hat. Ich hatte immer das Gefühl, dass er mich mit einer Art verbaler Gewalt behandelt, weil wir nicht aus demselben Herkunftsmilieu stammten. Ich habe den Klassenkampf in meiner Ehe erlebt.

Ja, aber das trifft erst für meine Bücher ab »Der Platz« zu. Das erste Buch dagegen, »Les Armoires vides« (»Die leeren Schränke«), ist sehr aggressiv.

Das heißt, erst als Sie über Ihren Vater geschrieben haben...

Ja, diese distanzierte Schreibweise entstand erst, als ich über meinen Vater schrieb. In meinem ersten Buch dagegen rechne ich wirklich extrem mit der Schule und ihrem Funktionieren ab, mit ihren großbürgerlichen Codes, mit denen sie nur ein paar wenige »Klassenflüchtlinge« durchkommen lässt – auch wenn es dieses Wort damals noch nicht gab.

In »Die feinen Unterschiede« spricht Pierre Bourdieu von dem Phänomen, wie Angehörige verschiedener Klassen sich durch soziale Codes voneinander abgrenzen.

In der Tat. Ich habe »Les Armoires vides« sechs Jahre vor »Die feinen Unterschiede« geschrieben. Und als ich Bourdieus Buch las, habe ich all diese Markierungen wiedererkannt, die ich beschrieben hatte: Tischsitten, Geschmack, »Habitus« usw., die mich und meine Familie der Unterschicht zuordneten.

»Ich habe den Klassenkampf in meiner Ehe erlebt.«

konfrontiert und musste seine Homosexualität heimlich und schambehaftet leben. Doch sobald er im Pariser Intellektuellenmilieu angekommen war, in dem er sich nun bewegt, hat das überhaupt kein Problem mehr dargestellt. Die weitaus stärkere Scham war dort die für sein Herkunftsmilieu, für seinen alkoholkranken Vater und seine Mutter, die Arbeiterin.

Wie stehen Sie zu dieser Scham? Empfinden Sie die auch?

Ich habe nicht im selben Milieu gelebt wie Didier Eribon, meine Eltern hatten ein kleines Lebensmittelgeschäft. Aber auf der Uni, im Literaturstudium, gab es Momente von ganz fürchterlicher Scham. Ich wurde von Freundinnen, die aus einem bürgerlichen Milieu stammten, in ihr Elternhaus eingeladen, und die Einladung zu erwidern, war eine Tortur. Denn bei mir zu Hause gab es keinen anderen privaten Rückzugsort als mein Schlafzimmer, also aßen wir in der Küche mit Kerlen aus dem Café als Tischgenossen, und das waren keine sehr glanzvollen Typen. Mein Vater war wie ein Arbeiter gekleidet, er trug eine Latzhose und sprach wie ein Bauer. Er war sehr nett, aber etwas zu nett. Vor meinen Freundinnen hat er sich kleiner gemacht als er war. Davon erzähle ich in »Der Platz«.

Das heißt, da haben Sie auch Scham empfunden.

Natürlich. Und noch mehr, als ich den Mann getroffen habe, den ich später geheiratet habe. Sein Vater war Geschäftsführer bei Saint-Gobain gewesen, einem Konzern für Baustoffe. Meine Schwiegermutter trug wertvollen Schmuck. Und es war furchtbar für mich, wie mein Mann auf meine Familie geblickt hat. Aber erst, als

War die Literatur dann ein Mittel, um sich diesem Klassenkampf zu entziehen, eine Art Befreiung?

Nicht, als ich mit 20 Jahren zu schreiben begann. Erst später. Und auch nicht, um mich aus etwas herauszuziehen, auch wenn die Beziehung zu meinem Mann damals auf dem Tiefpunkt stand. Eher, weil mir bewusst geworden war, dass ich durch Schule und Bildung meinem Herkunftsmilieu entrissen worden war, weil ich einen Pakt mit der Welt der Herrschenden geschlossen hatte, mir gewünscht hatte, ihr anzugehören, während ich im Grunde daran kaputt ging.

»Ich hatte einen Pakt mit der Welt der Herrschenden geschlossen, hatte mir gewünscht, ihr anzugehören, während ich im Grunde daran kaputt ging.«

Aber die Form, die Sprache, die Sie erfinden und mit der Sie dieses Thema in die Literatur einführen – denn das existiert in der Literatur nirgendwo sonst –, ist versöhnlich. Sie finden eine Sprache, die verbindet, die vielen Menschen zugänglich ist, und die die Beziehung zu Ihrer Familie doch eigentlich nicht zerstört.

Eribon spricht darüber, dass die Welt der Kultur bei ihm zu Hause nicht existent war, weil sie ein Distinktionsmerkmal war. Um zum Bürgertum zu gehören, musste man all das erst lernen: Oper, Kunst, Museen etc.

Bei mir zu Hause war es ähnlich, aber für meine Mutter war Kultur durchaus existent. In »Die feinen Unterschiede«

»Was vielleicht am widerständigsten ist, ist die Erinnerung.«

ist es die Mittelschicht, die Wissen und Kunst bedingungslos bewundert. Denn im Grunde will sich die Mittelschicht die Formen der Bourgeoisie aneignen. Meine Mutter hatte nicht die geringste Bewunderung für die Bourgeoisie und sie konnte sich auch nicht viel aneignen. Sie hat die Schule mit zwölf verlassen, um in der Fabrik zu arbeiten, sie hat haufenweise Rechtschreibfehler gemacht. Aber sie wusste, wo Kunst und Wissen zu finden waren, und hat alle verachtet, die nichts anderes als Geld hatten. Sie hat Gymnasiallehrer_innen bewundert, Erzieher_innen, Schriftsteller_innen.

Nach der Preisverleihung sagten Sie, Kafkas Satz hätten Sie 30 Jahre lang als eine treffende Metapher für Ihre Situation empfunden: »Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.« Was liegt denn unter dem Eis?

Naja, darunter liegt all das, wonach die Literatur sucht und was sie in Frage stellt, alles Ungedachte. Das gefrorene Meer – das sind für mich auch all die Diskurse, die Hierarchien und Lehrmeinungen

vermitteln. Und ich bin bereit, meine eigenen Ansichten in Frage zu stellen, auch darum geht es, dass man alles geschichtlich betrachtet. Für mich gibt es nichts außerhalb der Geschichte. Man ist dazu gezwungen, immer sowohl einen soziologischen als auch einen historischen und ethnologischen Blick auf alles zu richten – und auch einen Blick für die bestehenden Machtverhältnisse, also einen feministischen Blick.

Das heißt, am Ende sind wir alle das Ergebnis einer historischen, einer soziologischen Situation. Was bleibt denn dann noch? Nichts?

Tja, vielleicht wirklich nichts. Gibt es eine Art von reinem Ich? Was vielleicht am widerständigsten ist, ist die Erinnerung. Falls man eine Identität hat, kann diese nur in der Erinnerung zu finden sein. Am Anfang von »Die Jahre« gibt es diesen großen Prolog über Bilder und Worte. Ich habe ihn geschrieben, als man bei mir Brustkrebs diagnostiziert hat. In diesem Moment wurde mir klar, dass vielleicht ein Gedächtnis, mein Gedächtnis,

verschwinden wird. »Die Jahre« verdanken dieser Aussicht, möglicherweise zu sterben, sehr viel.

Weil Sie dann »etwas von der Zeit retten« wollten, wie Sie am Ende schreiben.

Als ich das geschrieben habe, war ich geheilt.

Aber das ist der Geist, der in dem Buch steckt.

Ganz bestimmt. Ich habe dieses Buch zwar schon in den 1990er Jahren konzipiert, aber erst, als ich von dem Krebs erfahren habe, konnte ich mich wirklich vollständig in dieses Buch stürzen, in die Idee, die Zeit retten zu wollen, die ich mit meiner Generation erlebt habe. Aber was ist letztlich die Erinnerung? Ich glaube, sie ist einfach die Spur der Welt in uns. Und von uns, von dem, was uns gehört, wird nicht viel übrigbleiben.

Gespräch: Nils Haarmann